

Zeitschrift: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 76 (1993)

Artikel: Musik in Bern
Autor: De Capitani, François
Vorwort: Geleitwort
Autor: Baumgartner, Klaus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GELEITWORT

Musik, Kultur können nie losgelöst vom Alltag, von der Wirklichkeit, «vom Wesentlichen» – vielleicht sind sie das Wesentliche – verstanden werden. Zwei Zitate aus dem vorliegenden Werk – eines ganz aus dem Anfang, eines fast vom Schluss – mögen diese Behauptung etwas erhärten:

«Als am 26. Dezember 1349 das bernische Aufgebot gegen den Grafen von Gruyère im Tal vor Zweisimmen sein Lager aufschlug, war die Lage der Berner düster wie noch nie. Die Pest hatte in Bern – wie in ganz Europa – schreckliche Wunden hinterlassen, die Geisslerzüge kündigten vom nahen und fürchterlichen Ende der Welt, und die Berner Männer rüsteten sich zur blutigen Eroberung der beiden Burgen Laubegg und Mannenberg. In dieser Situation aufgestauter Emotionen erfassten Musik, Tanz und Lied die Männer wie ein Massenrausch, die Überlebenden des schwarzen Todes verspotteten die Geissler und ihre Mahnungen zur Busse, der Lebenswille triumphierte über alle Ängste und Schrecken des Augenblicks.» «Mit dem Beat aber entstand eine Jugendbewegung, deren radikale Absage an die Erwachsenen sich mit dem Anspruch verband, eine eigenständige Gegenkultur schaffen zu wollen. So wurde der Beat zum Gegenstand eines Machtkampfes und einer emotionsgeladenen Auseinandersetzung, die Mitte der sechziger Jahre auch die Schweiz erreichte. [...] Die Rockmusik wurde für viele zur identitätsstiftenden Kultur in den letzten 25 Jahren, und was als Jugendkultur begann, hat heute längst auch andere Altersgruppen erfasst, schon allein deshalb, weil die Teenagers der sechziger Jahre heute etablierte Damen und Herren im ‹besten Alter› sind. Was heute die Rockmusik zum Zeitsymbol macht, lässt sich zu allen Zeiten und in allen Sparten der Musikgeschichte als Identitätsfindung einer Gruppe im Rausche der Musik feststellen.»

Über die Zeit zwischen dem 14. Jahrhundert und der Reformation schreibt François de Capitani:

«Die innere Zerrissenheit dieser Jahrhunderte spiegelt sich auch in der Musik. Für die Theatralisierung der Macht und des Widerstandes,

für die Repräsentation und die Kritik spielten Lied, Tanz und Musik eine zentrale Rolle. So gesehen, sind die massiven Eingriffe in das traditionelle Musikleben Berns im Zeitalter der Reformation auch der Ausdruck viel tieferliegender Konflikte.»

Könnte sich dieser Abschnitt nicht auch auf die heutige Zeit beziehen? Kultur ist die Quelle unserer Phantasie, die ihrerseits unsere Kreativität, unser Vermögen, Neues zu schöpfen, erschliesst; sie setzt das Wechselspiel zwischen Unbewusstem und Bewusstem, auch auf eine ganze Gemeinschaft bezogen, frei, als Kraft, die letztlich zu individuellen und gesellschaftlichen Leistungen führt. Wundert es, wenn die Machthabenden ein nicht ungebrochenes Verhältnis zu den jeweiligen Kulturschaffenden empfinden? Auch hierzu Kostproben aus dem Text:

«Die Pfeifer und Trommler, die im Dienste der Stadt standen und regelmässig besoldet wurden, sind an erster Stelle zu erwähnen. [...] Das Ansehen der Musikanten war so gering, dass sie in einem Atemzug mit Gauklern und Bettlern genannt wurden. Schon lange vor der Reformation suchte die Obrigkeit die überschäumenden Feste und oft derben Bräuche, bei denen Musik, Tanz und Gesang die Gefahr in sich bargen, dass alle Teilnehmer von einem unkontrollierbaren Tau-mel erfasst wurden, zu unterbinden oder wenigstens zu zähmen. [...] Auf der einen Seite waren einzelne Sänger hoch geachtet und wurden reich belohnt, auf der anderen Seite war man nie sicher, ob nicht auf-rührerische, ketzerische oder unsittliche Lieder die Ruhe – oder was man dafür hielt – gefährdeten.

Betrachtete man Lieder, in denen die Heldentaten der Vorfäder ge-feiert wurden, durchaus mit Wohlwollen, so suchte man jene, die sich gegen die bestehende Ordnung wendeten, möglichst zu unter-driicken. [...]

Auf diesem Hintergrund sind die während mehr als zwei Jahrhun-derten wiederholten Tanz- und Liedverbote zu sehen, welche die Angst der Obrigkeit vor dem Funken, der das Pulverfass zum Explodieren bringt, widerspiegeln. [...]

Dass Lieder zu Staatsaffären werden konnten, davon zeugt eine langjährige Auseinandersetzung um ein Spottlied, das die Oberländer Unruhen von 1528 zum Inhalt hatte und sich höhnisch gegen die Unterwaldner richtete. Obwohl Bern sofort reagierte, den Verkäufer be-strafte und die restlichen Exemplare verbrennen liess, tobte an den

Tagsatzungen noch während Jahren der diplomatische Kampf zwischen Bern und der Innerschweiz, die unverhohlen mit militärischen Mitteln drohte. [...]

Durch das ganze Ancien Régime hindurch finden sich gegen Dichter und Sänger unbotmässiger Lieder solche Beispiele harter Repressionen und Bestrafungen, wie Gefängnis oder gar Landesverweisung.»

Aber nicht nur mit Verboten, mit Repression reagieren jeweils die Machthabenden, immer wieder wird auch der Versuch einer sanften Lenkung unternommen:

«Nicht unberechtigt ist daher die Vermutung, dass das Lehrbuch der Musik ‹Ein Tütsche Musica› aus dem Jahre 1491 vom damaligen Kantor am Münster, Bartholomäus Frank, für die Stadtpfeiferei geschrieben worden war. Mit grosser Wahrscheinlichkeit handelt es sich um das älteste erhaltene Unterrichtswerk in deutscher Sprache, das als Lehrbuch den Stadtpfeifern auch eine gründliche Ausbildung im Notenlesen vermitteln sollte. [...]»

Ein Volk ohne Lieder, ohne eigenständige ländliche Musiktradition war um die Mitte des 18. Jahrhunderts besonders für die gebildeten und städtischen Kreise unerträglich geworden und passte einfach nicht in das Bild der Schweiz, das die Aufklärer entworfen hatten und dem sich alle Gebildeten in Stadt und Land verpflichtet fühlten. Auch wenn eine solche Hinwendung zur Volkstradition, in der man die reinen Quellen der menschlichen Kultur vermutete, sich nicht allein auf die Schweiz beschränkte, so hatte doch die in ganz Europa verbreitete Beschwörung der Alpen als dem Hort der Freiheit ganz besonders hohe Erwartungen an die Volkskultur geweckt. In der ehrwürdigen Helvetischen Gesellschaft, einer Vereinigung von Magistraten, Pfarrherren und reichen Bürgern aus allen Teilen der Schweiz, wurde im Jahre 1765 die Anregung freudig begrüßt, mit neuen Liedern zur ‹Veredelung› des Volkes beizutragen. [...]»

Alle Parteien suchten mit Liedern in die Auseinandersetzung einzutreten. Der letzte Entscheid der Berner Regierung, der in den Ratsmanualen vor dem Untergang verzeichnet ist, betraf bezeichnenderweise eine Belohnung für ein obrigkeitstreues Lied.»

Im Anschluss an die BE800-Feierlichkeiten wurden beispielsweise Higi Heilinger und Martin Diem, gestützt auf ihr eigenes Konzept, be-

auftragt, «Muesch nid pressiere, Noten und Notizen zum Berner Mundartrock» nicht zuletzt als ein unterrichtstaugliches Werk zu verfassen. Auch der vorliegende Text entstammt dem Ideentopf um das Jubiläum von 1991: ein Versuch, musikalische und gesellschaftliche Entwicklung zueinander sichtbar in Beziehung zu setzen.

Eine Musikgeschichte, eine Kulturgeschichte ist sicher eine Geschichte der Erneuerungen, aber auch der Traditionen, der geistigen Mobilität, aber auch des einengenden Konservativismus – Abbild unserer Gesellschaft:

«Die traditionelle Musikgeschichte, die im Wesentlichen die Geschichte der grossen Komponisten und Interpreten der Konzert- und Opernliteratur ist, erfasst vom gesamten Musikleben nur den verschwindend kleinen Teil der reichen und gebildeten Kreise der grossen Städte. Dass man glaubt, die musikalischen Ausdrucksformen aller anderen Gesellschaftsschichten nicht wahrnehmen zu müssen, dahinter steht eine Kulturtheorie, die bis heute unser Denken prägt. [...] Im Jahr 1934 gastierte erstmals Louis Armstrong im Casino Bern – ein Schock für den Kritiker des <Bund>: <Der grosse Kasinosaal platzvoll. Das junge Publikum begeistert, fasziniert. Man brüllt einem schwarzen Mann zu, der vorn auf dem Podium bald die Trompete bläst, bald mit dem Gang eines Halbwilden seinen Verehrern zugrunzt. Ohne alle Reserven. Wir kennen den Rhythmus aus den Afrikafilmen, wo die Tänzer ihre Kunst bis zum Umfallen bringen. Jetzt haben wir das alles auch gesehen: kombiniert. Elf Mann, davor der schwarze Dirigent. Zwölf einwandfreie Techniker, Virtuosen auf ihren Instrumenten. Und das Ganze: ein erschreckender Alptraum. Wenn man bedenkt: ein Saal voll gebildeter, zivilisierter Europäer, ein Saal voll Schweizer jubelt einem Neger zu, der nach unserem Empfinden – alle menschliche Würde bewusst lächerlich macht, der nicht Musik um der Musik willen, sondern musikalische Attribute um äusserlicher Effekte willen darbringt: dann kann man wahrlich um den Fortbestand unserer ererbten Kultur bange sein. Technik, Können, Rhythmus her oder hin: wichtiger als das Was war schon immer das Wie. Das Wie des Herrn Louis Armstrong hat uns offen missfallen. Die Kritiklosigkeit des Publikums aber hat uns geschmerzt.» [...] Bern blieb immer eine <Hochburg des Dixieland-Jazz und Swing>, und das seit 1976 regelmässig veranstaltete Jazzfestival im Kursaal wurde auch schon als das <Mekka des Mainstream Jazz> bezeichnet.

Dass auf diese traditionalistische Musik die Vertreter moderner Jazzrichtungen wie Free Jazz und Funk mit der gleichen Verachtung wie im Konzertsaal die Mitglieder der Neuen Horizonte auf das Publikum der Abonnementskonzerte blicken, zeugt auch hier innerhalb derselben Musikpartie von einer Differenzierung, die nicht selten sektenhafte Züge aufweist.»

Intoleranz hüben und drüben, gesicherte Werthierarchien der Machthabenden: Athen war die erste Demokratie – aber wohl kaum aus der Optik der Sklavinnen und Sklaven, die die Arbeit verrichteten. Ob Mitbestimmung durch die Frau, ob Einbezug neuer Musikrichtungen, ob die Strassenmusik als Störung oder als pittoreske Beimischung zum Stadtbild empfunden wird: die neueren Einsichten, das Erringen eines andern Bewusstseinsgrades gehen nie schmerzlos ab:

«Es sollte lange dauern, bis auch die Frauen in den Vereinen mitbestimmen konnten; selbst im 1862 neu gegründeten Cäcilienverein, in dem die Frauen in der Mehrheit waren, setzten diese erst zehn Jahre später und nur dank ihres Beharrungsvermögens durch, dass sie mitbestimmen und in den Vorstand gewählt werden konnten. Eine Vorkämpferin für dieses Recht schildert die Szene, als sämtliche anwesenden Frauen ultimativ ihr Recht forderten, recht anschaulich: ‹Der Präsident war wütend, und als er sah, dass wir Ernst machten und bei unserer Forderung blieben, schmiss er die Eingabe hin und erklärte, wenn die Frauen das Stimm- und Wahlrecht bekämen, so gebe er seine Demission. Diese wurde gerne angenommen, und wir bekamen das Stimmrecht.› [...] Dieser Übergang brachte auch eine Distanz zur bisher fast obligatorischen englischen Sprache, was 1972/73 in Bern Polo Hofer und den Rumpelstilz, gefolgt von grösseren und kleineren, meist kurzlebigen Formationen, das Tor zum Mundartrock öffnete. Es fällt auf, dass in allen diesen Bands der 70er und 80er Jahre nur ganz selten Frauen mitmachen. Sollte die Rockmusik eine der letzten Männerbastionen der Musikgeschichte sein? Die 90er Jahre werden die Antwort bringen. [...]

Die Stadt war voll von Strassenmusikanten, Bänkelsängern und Schaustellern, doch was heute pittoresk erscheint und nostalgische Gefühle weckt, war in Wahrheit der verzweifelte Versuch der vielen, in die Stadt verschlagenen Armen, überhaupt zu überleben und sich mit allen Mitteln über Wasser zu halten, auch mit Musik und Bettel.»

Vielleicht ist die Entwicklung der Musik, ihre Geschichte also, – auch – eine Frage der Ästhetik: ganz sicher jedoch spiegelt sie die Entwicklung der Gesellschaft, der Gemeinschaft, in der sie entstanden ist und entsteht. Ist sich beispielsweise die letzte Männerbastion der Kulturgeschichte, sind sich die Rockmusiker bewusst, wie ausgerechnet sie sich im Geist der Männerchöre und Schützenvereine weiterbewegen? Kulturgeschichte kann also immer nur – auch – Sozialgeschichte sein. Das vorliegende Werk wurde – wie angetönt – als Teilkonzept im Rahmen der 800-Jahr-Feierlichkeiten der Stadt Bern unterbreitet, mit der Absicht, dass die Bemühungen um das Jubeljahr über dieses hinaus Wirkungen zeitigen sollten. Ich glaube, es tut dies. Es zeigt unter anderem, dass unsere Nöte und Ängste, unsere Weise, darauf zu reagieren, vielleicht im Laufe der Jahrhunderte andere Erscheinungsbilder hervorrufen, sich im Wesentlichen aber kaum verändern – ein Beitrag zu Bescheidenheit einerseits, zu Hoffnung auf eine weitere Entwicklung andererseits. Es zeigt, dass Bern sicher nicht der Nabel der Welt ist, aber immer Welt. Es ist lesbar für alle, die die Bereitschaft zu echter Auseinandersetzung mitbringen, für alle also, die zur Weiterentwicklung unserer Gesellschaft beitragen möchten. Von der Kultur unserer Stadt werden Antworten erwartet – einer aktiven Kulturpolitik kommt deshalb kein geringer Stellenwert zu:

«So hängt es heute am Ende des 20. Jahrhunderts vor allem von wirtschaftlichen und regionalpolitischen Bedingungen ab, ob traditionelle urbane Qualitäten noch eine Zukunft haben, aber auch, ob neue Formen des Zusammenlebens und der kulturellen Kreativität entstehen können.»

Ich wünsche dem Buch, dass, was seine Lektüre bewirkt, auf fruchtbaren Boden fällt.

Bern, im Frühsommer 1993

Dr. Klaus Bäumgartner,
Stadtpräsident von Bern